

Leseprobe aus:

Aharon Appelfeld

Der Mann, der nicht aufhörte zu schlafen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.



Aharon Appelfeld wurde 1932 in Czernowitz geboren. Nach Verfolgung und Krieg, die er im Ghetto, im Lager, dann in den ukrainischen Wäldern und als Küchenjunge der Roten Armee überlebte, kam er 1946 nach Palästina. In Israel wurde er später Professor für Literatur. Seine hochgelobten Romane und Erinnerungen sind in vielen Sprachen erschienen, auf Deutsch zuletzt «Bis der Tag anbricht» (rororo 24214), «Elternland» (rororo 24540), «Blumen der Finsternis» (rororo 25320), «Geschichte eines Lebens» (rororo 24247) und «Katerina» (rororo 25510). Aharon Appelfeld, Träger unter anderem des Prix Médicis und des Nelly-Sachs-Preises, lebt in Jerusalem.

«Eine Eloge auf das Leben.» (NZZ AM SONNTAG)

«Eine ergreifende Lektüre, die einen zwingt, die Welt mit anderen Augen zu sehen.» (LE MONDE)

«In Aharon Appelfelds Werk leben der Geist und die Sprache eines Joseph Roth fort.» (DIE WELT)

«Appelfeld ist als Erzähler des Holocaust Autoren wie Primo Levi oder Imre Kertész ebenbürtig.»
(DER SPIEGEL)

Aharon Appelfeld **Der Mann,
der nicht aufhörte
zu schlafen** Roman

Aus dem Hebräischen
von Mirjam Pressler

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die hebräische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
«Ha'ish she'lo pasak lishon» im Verlag Kinneret, Zmora-Bitan,
Dvir, Or Yehuda, Jerusalem.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, August 2013

Copyright © 2012 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
«Ha'ish she'lo pasak lishon»

Copyright © 2010 by Aharon Appelfeld

Zitat S. 222: Franz Kafka: «Die Erzählungen und andere
ausgewählte Prosa», S. Fischer: 1996, S. 253

Zitat S. 215: «In Davids Laube. Erzählungen aus Israel»,
übersetzt von Johannes Piron, dtv: 1969, S. 51

Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther,
nach einem Entwurf von

ANZINGER | WÜSCHNER | RASP, München

(Abbildung: Lost America Night Photography/Getty Images)

Satz Apollo PostScript, InDesign,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 25949 4

Der Mann,
der nicht aufhörte
zu schlafen

I

Seit der Krieg vorbei war, lebte ich in einer nicht enden wollenden Müdigkeit. Ich stieg von Zug zu Zug, von Lastwagen zu Lastwagen, und manchmal fand ich mich sogar auf Pferdekarren wieder, aber stets war ich in einem dichten, traumlosen Schlaf gefangen. Wenn ich doch einmal für einen Moment die Augen öffnete, kamen mir die Menschen schwerfällig und ausdruckslos vor.

Da war es kein Wunder, dass ich mich an nichts erinnern konnte, was auf dieser langen Reise geschehen war. Ich aß von dem, was verteilt wurde, oder vielmehr, von dem, was die anderen übrig ließen. Ohne den Durst wäre ich vermutlich nicht aufgestanden, um ein Stück Brot zu suchen. Der Durst quälte mich die ganze Zeit. Wenn mir dennoch etwas von dieser schlaftrunkenen Reise im Gedächtnis geblieben war, dann waren es die Flüsse, an deren Ufer ich mich kauerte, um von ihrem Wasser zu trinken. Das kalte Wasser löschte den Brand in meinem Inneren, aber nicht für lange. Bald quälte mich der Durst von neuem.

Die anderen Flüchtlinge trugen und stützten mich. Oft wurde ich vergessen, dann aber dachte doch einer an mich und kam zurück, um mich zu holen. Meinem Körper hat sich diese Irrfahrt besser eingeprägt als mir. Manchmal kommt es mir vor, als befände ich mich noch immer in dieser Finsternis, würde getragen oder gefahren. Was in jenen Tagen des Schlafs genau geschah, werde ich vermutlich nie erfahren. Von Zeit zu Zeit erinnere ich mich an eine Stimme,

die zu mir gesprochen hatte, an den Geschmack eines Bis-sens Brot, den man mir in den Mund geschoben hatte, doch ansonsten war nur Finsternis geblieben.

Und so war ich hierhergekommen. Die Fahrer der Lastwa-gen schlugen die Planen hoch, Menschen und Bündel fielen heraus. «Wir sind in Neapel», verkündeten sie. Der Himmel war hoch, die Sonne glühte und versank im Meer, das Licht war stark und blendete.

Mir stand nicht der Sinn danach, mich durchzudrängeln und ein Bett in den Baracken zu suchen oder mich in einer Reihe anzustellen, um gebrauchte Kleidung zu bekommen, die von den Helfern des Joint verteilt wurde. Alles um mich herum war laut und voller Lebenswillen, doch mir kamen die Leute lächerlich vor in ihrer Hektik.

Ich konnte mich kaum auf den Beinen halten und schleppte mich zu einem der Bäume, sank an ihm nieder und schlief ein. Es war ein leichter Schlaf, die Stimmen und das Surren der Generatoren drangen zu mir durch. Im Traum wurde ich noch getragen, dann spürte ich den har-ten Boden unter mir und erwartete, dass gleich wieder je-mand käme und mich herumzerterte. Diese Angst hinder-te mich zunächst am Schlafen, und doch dämmerte ich schließlich ein.

Am Abend kam ein Mann zu mir, schüttelte mich und rief: «Was tust du hier?» Ich ließ die Augen geschlossen und machte mir nicht die Mühe, ihm zu antworten. Er woll-te nicht aufhören, mich zu quälen. Mir blieb keine Wahl, ich musste etwas sagen. «Ich schlafe.»

«Hast du gegessen?», fragte der Mann.

«Ich habe keinen Hunger», antwortete ich.

Mein Körper war es gewohnt, gestört zu werden. Den ganzen Weg über hatten die Leute versucht, mich zu we-

cken, mir Brot in den Mund zu stopfen, mit mir zu sprechen und mich davon zu überzeugen, dass der Krieg vorbei sei und ich die Augen öffnen müsse. Ich wusste nicht, wie ich ihnen klarmachen sollte, dass ich in einem tiefen Schlaf gefangen war. Manchmal versuchte ich, ihm zu entfliehen, aber die Müdigkeit war jedes Mal stärker als ich.

Wellen der Dunkelheit trugen mich, sie brachten mich voran. Wohin bringen sie mich?, fragte ich mich, und meine Antwort war: nach Hause. Ich war selbst überrascht von diesen Worten. Nur wenige Flüchtlinge zog es nach Hause. Alle strebten auf Zügen und Lastwagen zum Meer. Die Menschen wussten, was sie wollten. Ich hatte nur einen Wunsch: Ich wollte zurück zu meinen Eltern.

Noch während ich weitergetragen wurde, berührte mich eine Hand, und als ich mich nicht regte, da schüttelte sie mich. Ich wollte nicht reagieren, aber weil sie nicht von mir abließ, sagte ich, ohne die Augen zu öffnen: «Lass mich, ich möchte schlafen.»

«Man darf nicht so lange schlafen.»

«Meine Müdigkeit ist noch nicht versiegt, lass mich in Ruhe.»

Der Mann ließ mich in Ruhe, doch später kam er zurück und schüttelte mich erneut. Ich spürte seine Entschlossenheit, mich aus dem Schlaf zu reißen, der bereits weniger tief war.

Als ich die Augen aufschlug, stellte ich zu meinem Erstaunen fest, dass der Mann, der vor mir kniete, eine Brille trug und meinem Onkel Arthur ähnlich sah. Ich wusste, dass er nicht Arthur war, trotzdem freute ich mich, ihn zu sehen.

«Was tust du hier?», fragte er sanft.

«Ich bin mit den anderen Flüchtlingen gekommen», bekannte ich.

Er neigte den Kopf zu mir. «Woher?»

Darauf konnte ich ihm keine Antwort geben. Die Wellen der Dunkelheit hatten mich in den letzten Wochen weitergetragen, während die Orte, an denen wir uns aufhielten, an mir vorbeigeflossen waren, ohne eine Erinnerung zu hinterlassen.

Er betrachtete mich und fragte, ob ich etwas essen möchte. Ich wollte schon sagen, ich hätte gern eine Tasse Kakao, doch sofort wurde mir klar, dass das eine unmögliche Bitte war. Nur zu Hause, zum Frühstück oder beim Nachmittagskaffee, hatte meine Mutter mir Kakao gekocht.

«Ich bringe dir ein belegtes Brot und ein Glas Milch», sagte der Mann und lief los, ohne eine Antwort abzuwarten. Ich wunderte mich über diesen Mann, der meinem Onkel Arthur ähnelte, nicht nur Gesicht und Körpergröße nach, sondern auch in seinen Bewegungen, und beschloss, ihn zu fragen, ob er Kommunist sei wie mein Onkel.

Er kehrte mit einem vollen Tablett zurück.

«Danke», sagte ich. Seit ich vor vielen Jahren das Haus verlassen hatte, war mir kein Essen mehr auf einem Tablett serviert worden.

«Guten Appetit», sagte der Mann, eine Wendung, die ich ebenfalls seit Ausbruch des Krieges nicht mehr gehört hatte.

Ich aß, und je mehr ich aß, desto größer wurde mein Appetit, ich aß alles auf. Er schaute mir zu, ohne mich zu stören. Schließlich fragte er mich, wie ich heiße.

Ich nannte ihm meinen Namen.

«Was möchtest du tun?», fragte er.

«Schlafen», sagte ich.

«Ich werde dich schlafen lassen», sagte er und ging.

Ich war wieder allein und erleichtert. Seit dem Krieg fiel es mir schwer, mit Menschen zusammen zu sein. Schlaf war für mich der geeignete Zustand. Im Schlaf lebte ich auf, ich brauchte ihn wie die Luft zum Atmen. Manchmal stieg ein Traum in mir auf und bedrohte mich.

Am nächsten Tag tauchte der Mann, der meinem Onkel Arthur ähnelte, wieder auf und kniete sich neben mich. Wieder verblüffte mich die Ähnlichkeit.

Er fragte, ob ich gut geschlafen hätte, ich bejahte.

Ich konnte mich nicht beherrschen und fragte, ob er einen Mann namens Arthur Blum gekannt habe.

«Nein», antwortete er entschieden.

«Du siehst ihm ähnlich, er ist mein Onkel.»

Er fragte mich nach meinem Alter.

«Sechzehn Jahre und neun Monate.»

«Was willst du tun?», fragte er, als wäre er kein Fremder, sondern ein naher Verwandter.

«Ich weiß es noch nicht.»

In der Nacht wachte ich auf und fand neben mir ein Tablett mit Obst und einen Zettel. Auf dem Zettel stand: «Guten Morgen, junger Freund. Ich verlasse in dieser Nacht das Lager und mache mich auf den Weg. Ich wünsche dir ein gutes Erwachen und ein waches Leben, Aktivität und die Kraft zu lieben.» Gezeichnet war er mit «Dein Freund, der deinem Onkel Arthur ähnlich sieht».

Ich las den Zettel, ich las ihn wieder, und Tränen liefen mir aus den Augen.

Ich löste mich aus den Stricken des Schlafs und stand auf. Das Meer glühte schon. Einige der Flüchtlinge tauchten gerade ins Wasser, andere schwammen. Es war ein seltsamer Anblick.

Noch verspürte ich das Bedürfnis zu schlafen, aber das grelle Licht und der offene Strand ließen keinen Zweifel daran, dass man hier tagsüber nicht schlief. Ich entdeckte in meiner Nähe weder einen schattenspendenden Baum noch einen Busch, deshalb kehrte ich an meinen Platz zurück, schloss die Augen und hoffte, dass die Nacht mich umfassen und in den Tiefen des Schlafs versenken würde.

Gegen Abend weckte mich der Hunger. Am Ufer wurden Brötchen und Milch verteilt. Ich stellte mich in die Schlange und wartete auf meine Portion. Die Menschen kamen mir lächerlich vor, weil sie so zufrieden aussahen.

Es wurde Nacht, ich rollte mich unter meinem Baum zusammen und schlief ein.

Vielleicht war es die Sonne, die mich weckte, vielleicht der Lärm eines Generators, jedenfalls war ich froh, dass es kein Mensch war. Ich ging zum Tisch, an dem das Essen verteilt wurde, und bekam ein Frühstück. Das Licht blendete mich, ich suchte Schutz. Der ganze Strand war wie von Scheinwerfern erleuchtet. Ich wunderte mich über die Freude der Menschen in diesem grellen Licht.

Ich wollte nicht mit den anderen Flüchtlingen in den Baracken wohnen. Ich fand ein langes Stück Blech und bog es so zurecht, dass es mir als Schutz gegen die Sonne diente.

Die meiste Zeit des Tages döste oder schlief ich. Zu meiner Verwunderung drängten sich in meinem Schlaf Träume, die

mir Bilder aus vergangenen Tagen zeigten, keine dagegen aus dem Krieg. Auf einem Bild sah ich meinen Vater und meine Mutter am Ufer des Pruth stehen, mit erstaunten Gesichtern, weil ich sie gefunden hatte. Ich beteuerte, dass ich sie all die Jahre gesucht hätte. Niemand habe mir geholfen, manchmal habe man mich sogar in die Irre geführt, aber ich sei fest entschlossen gewesen, nach Hause zurückzukehren.

«Hattest du keine Angst?», fragte meine Mutter.

«Nein, ich war sicher, dass ich mich nur genug anstrengen müsste, dann würde ich früher oder später zu euch kommen. Ich weigerte mich, den Leuten zu glauben, die behaupteten, wer mit der Eisenbahn weggefahren sei, der kehre nicht zurück.»

«Danke», sagte meine Mutter mit einer Stimme, die ich nicht kannte.

«Du brauchst mir nicht zu danken», erwiderte ich sofort. «Ich habe das aus Überzeugung getan und weil ich mit euch zusammen sein wollte.»

Als mein Vater meine Worte hörte, lächelte er sein breites Lächeln, sagte aber kein Wort. Ich wunderte mich darüber, dass sie nicht näher kamen, um mich zu umarmen.

«Mutter», sagte ich, «wann gehen wir wieder nach Hause?»

«Bald, wir sind gerade erst angekommen, ich hatte nicht erwartet, dich hier zu treffen», sagte sie mit dieser Stimme, die nicht ihre war.

Wie früher fragte ich: «Was gibt es zu Hause Gutes zu essen?»

«Alles, was dir schmeckt, sogar Pflaumenknödel.»

«Mutter, nach dieser Delikatesse habe ich mich die ganzen Jahre über gesehnt», sagte ich und wunderte mich über die Worte, die aus meinem Mund kamen.

Die Dämmerung schwand. Ich spürte wieder die Erde unter mir.

Ich bedauerte, dass es immer heller wurde, bald wäre ich sichtbar. Ich rollte mich zusammen und hoffte, die Dunkelheit würde zurückkehren, mich umfassen und verhüllen. Mir kam in den Sinn, dass der Mann, der Onkel Arthur ähnlich sah, der mir Obst gebracht und einen Zettel hinterlassen hatte, vielleicht ein Gesandter meines Onkels war und er sich mir bald, wenn ich es nur inständig hoffte, persönlich zeigen würde. Dieser Gedanke weckte mich, und ich öffnete die Augen.

3

Am selben Tag sah ich einen Jungen in meinem Alter. Mir kam es vor, als hätte ich ihn auf der Fahrt hierher schon gesehen, vielleicht sogar noch früher. Ich ging zu ihm und stellte mich vor.

Der Junge war nicht überrascht, er sagte: «Ich heiße Marek.» Ich merkte sofort, dass er sich von den übrigen Flüchtlingen unterschied, er war ordentlich gekleidet, und sein Blick war konzentriert. Ich erzählte ihm, dass ich seit Kriegsende nur geschlafen habe, heute sei, um ehrlich zu sein, der erste Tag, an dem ich damit aufgehört hätte.

Im gleichen Moment bereute ich, was ich gesagt hatte, ich bedauerte, ihm mein Geheimnis anvertraut zu haben, doch Marek war nicht überrascht, er betrachtete mich mit einem weichen Blick, und ich verstand, dass ihm dieses außergewöhnliche Bekenntnis nicht fremd war.

«Woher bist du?», fragte ich, um ihm näherzukommen.

«Was spielt das für eine Rolle?», gab er sofort zurück.

Ich verstand, dass er nicht zu viel von sich preisgeben wollte.

Wir gingen den Strand entlang. Das Licht war stark und blendete mich, doch ich war froh über Mareks Gesellschaft. Als wir uns trennten, sagte er kein Wort. Damals wusste ich noch nicht, dass ich ihn irgendwann besser kennenlernen sollte.

Die meiste Zeit des Tages lag ich zusammengerollt unter meinem Blech. Die älteren Flüchtlinge kannten mich bereits. Wenn sie mich sahen, sagten sie stets: «Das ist der schlafende Junge.» Sie meinten es nicht böse, aber es fiel mir schwer, mich in ihrer Nähe aufzuhalten. Irgendwie kam es mir vor, als könnten sie die Mühe nicht vergessen, die ich ihnen bereitet hatte. Deshalb, und vielleicht auch aus anderen Gründen, hielt ich mich von ihnen fern.

Ich saß vor dem Kiosk und trank eine Limonade, da kam eine Frau zu mir und fragte: «Warum schaust du uns mit solchen Augen an?»

«Ich schaue euch nicht an», sagte ich, und das war die Wahrheit.

Sie ließ nicht locker. «Woran denkst du?»

«An das, was mir in den letzten Monaten passiert ist.»

«Was ist dir passiert, wenn ich das fragen darf?»

«Seit Ende des Krieges schlafe ich, und auch jetzt würde ich, könnte ich meinen Kopf irgendwo niederlegen, sofort einschlafen. Das Licht tut mir nicht gut.»

Die Frau betrachtete mich und sagte: «Du bist es, den wir von einem Zug zum anderen geschleppt haben und von einem Lastwagen zum nächsten.»

«Das wird wohl stimmen.»

«Manchmal haben wir dich vergessen, aber am Ende haben wir dich immer wiedergefunden», sagte sie erstaunt.

Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte, deshalb sagte ich nur: «Danke.»

«Was ist dir passiert?», fragte sie, noch immer erstaunt.

«Ich weiß es nicht», antwortete ich wahrheitsgemäß.

«Manche waren ungeduldig und haben versucht, dich aufzuwecken, aber die Vernünftigen unter ihnen haben verstanden, dass man dich nicht wachrütteln darf. Du hast ganz ruhig geschlafen, und du sahst schön aus in deinem Schlaf. Mir ist es so vorgekommen, als würdest du das richtige Leben leben, nicht wir. Wir waren verwirrt. Und jetzt bist du wach?»

«Fast.»

«Gott sei Dank. Manche Leute haben gedacht, der Schlaf wäre dein Untergang, aber die Vernünftigen haben gesagt, lasst den Jungen schlafen, er ist mit dem Schlaf verbunden, man darf ihn nicht von ihm trennen. Wenn es so weit ist, wird er aufwachen und so sein wie wir alle.»

Ich betrachtete sie aus der Nähe und erschrak: Sie sah aus wie meine Tante Else, nur trug sie andere Kleidung. Tante Else war immer festlich gekleidet.

«Du musst aufhören mit dem Schlafen», sagte sie in einem mütterlichen Ton zu mir.

«Ich hoffe, dass ich das bald kann», sagte ich, obwohl ich wusste, dass es nicht von mir abhing.

«Du bist jung, du hast das Leben noch vor dir», sagte sie. Diesen Satz hatte ich mehr als einmal aus dem Mund meiner Tante gehört, er war einer ihrer Phrasen. Alle wussten, dass sie keine eigenen Worte hatte und sich auf ihre Phrasen stützte, und insgeheim wurde sie dafür verspottet. Dann fügte die Frau noch hinzu: «Du musst dich von uns

trennen. Unser Leben hat kein Ziel und keinen Sinn, je eher du uns verlässt, desto besser für dich.»

«Wohin soll ich gehen?»

«Irgendwohin. Bleibe nur nicht hier.»

«Aber ich, wie soll ich sagen, ich gehöre zu euch, war mit euch im Ghetto und in den Wäldern, und ihr habt mich hierhergebracht. Eure Sprache ist meine, und in jeder Ecke entdeckte ich einen Verwandten. Du siehst zum Beispiel meiner Tante Else sehr ähnlich, fast hätte ich dich Tante Else genannt.»

«Und warum hast du es nicht getan?»

«Ich war mir nicht sicher.»

«Es ist nicht gut für dich, bei uns zu bleiben», wiederholte sie. «Ein Junge wie du muss das Gymnasium zu Ende bringen, statt sich mit Schmutz zu beschäftigen, mit Geldwechsel und anderen zweifelhaften Tätigkeiten.»

Das war keine Stimme von hier. Ich sagte: «Du hast recht.»

Plötzlich spürte ich, wie mich der Schlaf mit aller Macht überkam. Ich stand auf und sagte: «Entschuldige, ich muss gehen, ich muss zurück zu meinem Platz.»

«Wo ist dein Platz?», fragte sie sachlich.

«Nicht weit von hier», sagte ich und lief zu meinem gebogenen Blech. Die Müdigkeit übermannte mich, und ich schlief sofort ein.

Von Tag zu Tag wurde ich wacher, es gab Essen im Überfluss, die Milch war frisch und schmackhaft, und ich verschlang alles, was mir in die Hände fiel.

«Er ist wach, er hat aufgehört zu schlafen», sagte ein Flüchtling und deutete auf mich. Ich weiß nicht, ob er sich für mich freute. Das Wachsein im Kreis der anderen fiel mir nicht leicht. Im Schlaf war ich eng mit meinen Eltern verbunden, mit dem Haus, in dem ich aufgewachsen war, führte mein Leben und ihr Leben fort. Jetzt hatte ich das Gefühl, von einem geschützten Platz in verletzende, schmerzhaft Helligkeit gestoßen worden zu sein.

In den letzten Nächten hatte ich nicht geschlafen wie sonst. Die Stimmen hatten meinen Schlaf zerrissen, und ich bedauerte sehr, dass sie mich von etwas trennten, das Teil von mir gewesen war.

Geschlagen vom Licht, sah ich einen Mann, er war nicht sehr groß, trug einen Bauernkittel und sprach mit den jungen Leuten. Er sah aus wie unser Apotheker, der jedem Kind, das in die Apotheke gekommen war, einen Lutscher geschenkt hatte, aber dieser Mann hatte ein anderes Temperament. Er sprach schnell, in einem mit Deutsch vermischten Jiddisch, und erzählte von einem anderen Leben, einem Leben voller Tatendrang und Freude. Ich dachte an Onkel Arthur, auch er hatte stets von einem anderen Leben gesprochen. Mein Vater hatte sich immer alles angehört und oft Bemerkungen gemacht, aber meine Mutter hatte nie etwas dazu gesagt. Arthur war ihr geliebter großer Bruder, und alles, was er sagte, schien ihr verehrungswürdig.

Ich betrachtete die jungen Leute, die den Mann umring-

ten und ihm gierig die Worte von den Lippen tranken. Manche von ihnen waren groß gewachsen, andere klein, manche wach und lebhaft, andere verschlossen. Und einen Moment lang kam es mir vor, als wären auch sie erst vor kurzem aus einem tiefen Schlaf erwacht.

«Und wie werden wir das machen?», fragte ein Junge.

«Ich erkläre es euch», sagte der Mann mit ruhiger Stimme. «Wir beginnen den Tag mit einem Dauerlauf, dann werden wir frühstücken. Anschließend lernen wir Hebräisch, dann werden wir turnen und schwimmen. Wir haben zwei Boote zur Verfügung, wir lernen auch rudern.»

«Und was soll aus uns werden?», fragte ein anderer Junge.

«Ihr werdet euch verändern, innerhalb von drei Monaten werdet ihr andere Menschen sein, man wird euch nicht wiedererkennen, groß, kräftig und sonnengebräunt. Und die Sprache und eure Körper werden eins sein.»

Ich begriff nicht alles, was er sagte, aber ich verstand sehr wohl, dass, wenn wir nur taten, was uns gesagt wurde, andere Menschen aus uns werden würden. Dabei würde ich einen Teil von mir verlieren und zu einem neuen heranwachsen.

In seiner Stimme lag ein beängstigender Zauber.

«Ich heiße Efrajim. Nennt mich so. Wir treffen uns morgen nach dem Frühstück.»

Ich ging zurück zu meinem Blech und versuchte einzuschlafen. Efrajims Worte, die mich anfangs so verzaubert hatten, kamen mir plötzlich wie die Aufforderung vor, mich einer militärischen Einheit anzuschließen, in der von morgens bis abends trainiert wurde. Pausen wären selten und kurz, man wäre vollauf damit beschäftigt, Befehle auszuführen, und wer sie nicht ausführte, würde vermutlich

bestraft werden. Ich beschloss, mich nicht mobilisieren zu lassen, und atmete auf.

Dann schlief ich ein und träumte, ich würde nach Hause zurückkehren. Mein Vater saß in seinem Zimmer und schrieb, meine Mutter stand in der Küche. In allen Zimmern herrschte die Mittagsstille, die ich so liebte, ich wunderte mich nur, dass meine Eltern meine Rückkehr nicht zu bemerken schienen. Ich beschloss, nicht zu ihnen zu gehen, sondern einen passenden Zeitpunkt abzuwarten.

Dann hörte ich meine Mutter sagen: «Michael, das Mittagessen steht auf dem Tisch.»

Die Stimme meines Vaters ließ nicht auf sich warten. «Ich komme.»

Er schrieb zunächst weiter, stand nach einigen Minuten auf, schloss das Heft und ging zum Esszimmer. «Gemüsesuppe», rief er, als er auf der Schwelle stand, «genau wie ich es mir gewünscht habe.»

«Ich glaube, sie schmeckt gut», sagte meine Mutter leise.

«Da bin ich sicher.»

Dieses kleine Gespräch, das mir bis ins Innerste vertraut war, trieb mir Tränen in die Augen: Sie hatten sich daran gewöhnt, ohne mich zu leben.

5

Nach dem Frühstück sah ich, wie sich die jungen Leute um Efrajim versammelten, ich schloss mich ihnen an, und wir gingen zum Meer.